

Lynn Austin

EIN HAUS IN
BROOKLYN


Francke

KAPITEL I

Brooklyn, New York, September 1943

Esthers Vater, der auf der Veranda gemächlich hin- und hergeschaukelt hatte, ließ die Hollywoodschaukel ausschwingen. »Hört zu«, sagte er. »Es gibt etwas, das ich euch allen sagen muss.« Seine Stimme klang so düster, dass Esther eine Gänsehaut bekam. Die gleiche Formulierung, den gleichen Tonfall hatte er gebraucht, als er ihr gesagt hatte, dass Mama von jetzt an im Himmel leben würde.

»Ich habe nachgedacht ...« Er zögerte und massierte seine Stirn, als habe er Kopfschmerzen. Er sah furchtbar traurig aus. Esther wünschte, sie wüsste, wie sie ihn wieder zum Lächeln bringen könnte.

Sie waren nach dem Gottesdienst zum Essen zu Oma Shaffers Haus gegangen und Papa hatte den ganzen Nachmittag kaum etwas gesagt. Aber das war nicht ungewöhnlich. Oma hatte die langen Pausen mit Neuigkeiten über Onkel Steve gefüllt, der gegen die Japaner kämpfte, und über Onkel Joe, der bald mit dem Schiff nach Nordafrika fahren würde. Omas Nachbarin von nebenan, Penny Goodrich, war auch gekommen, um mit ihnen auf der Veranda zu sitzen, und sie alle hatten zugehört, wie Esthers Bruder Peter Omas Hündin durch den Garten gejagt hatte. Es war ein schöner Nachmittag gewesen – bis jetzt.

Papa räusperte sich. »Ich ... also ... ich habe eine Entscheidung gefällt.«

Wieder hielt er inne und es war ganz windstill, als wäre selbst die Brise verstummt, um zu lauschen. Woofers hörte auf zu bellen und selbst der Verkehr auf dem Brooklyn Boulevard einige Häuserblocks weiter schien zum Stillstand gekommen zu sein.

»Was denn, Eddie?«, fragte Oma. »Du siehst so ernst aus. Geht es dir gut?«

»Ich werde mich freiwillig melden, Ma.«

»Was?«

»Ich sagte, ich werde mich freiwillig zum Militärdienst melden.«
Diesmal sprach er lauter, weil Oma schwerhörig war, aber Esther war sich sicher, dass Oma ihn auch schon beim ersten Mal verstanden hatte.

Esther schlang die dünnen Arme um ihren Oberkörper und fröstelte. Mit ihren zwölf Jahren war sie alt genug, um zu wissen, was es bedeutete, sich beim Militär zu melden. Sie lauschte jeden Abend im Radio den Nachrichten über den Krieg. Sie sah die Wochenschau in Loews Brooklyn Theater, bevor der Samstagsfilm begann. Oh ja. Sie wusste, es bedeutete, dass ihr Papa weit fort sein würde, so wie ihre beiden Onkel – und dass er vielleicht niemals zurückkam. Der Nachmittag schien plötzlich um zehn Grad kälter geworden zu sein, als hätte sich eine Wolke vor die Sonne geschoben.

»Bei allen Heiligen, Eddie!«, rief Oma. »Hast du den Verstand verloren? Du kannst nicht zum Militär gehen! Du musst an deine beiden Kinder denken. Wer soll sich denn um sie kümmern?«

»Also ... darüber müssen wir eben reden. Ich hatte gehofft, du würdest für sie sorgen. Du hast gesagt, wenn ich etwas brauche ...«

»Bist du verrückt? Was denkst du dir nur? Wie in aller Welt ...«

»Der Krieg kann doch nicht ewig dauern. Ich komme bald wieder.«

Großmutter hieb ihm mit der Faust gegen die Schulter. »Und was ist, wenn du nicht zurückkommst? Hm? Was ist dann? Was ist, wenn du auf dem Grunde des Pazifiks landest wie Millie Barkers Sohn? Was dann? Willst du, dass diese armen Kinder Waisen werden?«

Esther verstand die Endgültigkeit des Todes. Sie wusste, dass sie Mama nicht wiedersehen würde, bis sie selbst starb und in den Himmel kam. Sie wusste auch, dass viele Männer im Krieg getötet wurden. Oma hatte eine kleine Flagge mit zwei Sternen in ihr Fenster gehängt, einen für Onkel Joe und einen für Onkel Steve, und sie hatte Esther erklärt, warum Mrs Barker auf der anderen Straßenseite jetzt auch eine Flagge mit einem goldenen Stern im Fenster hängen hatte.

Esther hätte am liebsten geweint und Papa gebeten, nicht zu gehen,

aber sie wollte ihn nicht verärgern. Die Liebe zwischen ihnen war so zerbrechlich wie Spinnweben und Esther wusste nie so recht, ob sie sich seiner Aufmerksamkeit sicher sein konnte, geschweige denn seiner Zuneigung. Manchmal schien es, als wäre Papa nicht zu Hause, selbst wenn er da war. Sie beschloss, ihre Großmutter mit ihm streiten zu lassen.

»Mir wird nichts passieren, Ma. Ich werde beim Heer sein, an Land.«

»Meinst du, an Land sterben keine Soldaten?«

»Hör zu, ich hatte gehofft, Esther und Peter könnten hier bei dir wohnen, bis ich wiederkomme.«

Großmutter starrte Papa mit offenem Mund an, als wäre sie kurz davor, in irgendetwas hineinzubeißen. Esther versuchte, sich vorzustellen, wie es wäre, hier zu wohnen, und bei dem Gedanken drehte sich ihr der Magen um. Oma hatte schrecklich viele Regeln, wie zum Beispiel: »Lass die Tür nicht offen stehen, sonst entwischt der Hund«, und: »Lass meinen Sittich in Ruhe«, und: »Fass meine Sachen nicht an« – die überall stapelweise herumlagen. Esther hatte nichts gegen die Besuche am Sonntag, aber wenn sie mit Papa und Peter anschließend in den Bus stiegen und nach Hause fuhren, hatte sie immer das Gefühl, als hätte sie drei Stunden lang die Luft angehalten.

»Wie können sie hier wohnen?«, fragte Oma Papa. »Was ist mit der Schule? Hast du daran gedacht? Sie müssten in eine andere Schule wechseln, wenn sie hier bei mir leben sollen. Außerdem ist in diesem Haus gar kein Platz für sie.«

»Was meinst du damit, kein Platz? Du und Pa, ihr habt hier drei Jungs großgezogen.« Esther hatte sich immer gefragt, wie Papa und ihre Onkel in das Haus gepasst hatten. Oma behielt Dinge, die von den meisten anderen Menschen in den Müll geworfen wurden – riesige Stapel mit Sachen, zwischen denen man sich kaum von einem Zimmer zum nächsten bewegen konnte.

»Das ist Jahre her, Eddie. Eure Etagenbetten sind längst fort und das Zimmer benutze ich jetzt für meine eigenen Sachen. Ich wüss-

te gar nicht, wo ich anfangen sollte, wenn ich das alles ausräumen müsste. Und wohin sollte ich damit?«

»Du könntest doch in unsere Wohnung ziehen.«

»Und was ist dann mit meinem Hund, hm? Und mit meinem Vogel? Dort, wo ihr lebt, sind doch keine Haustiere erlaubt. Außerdem gibt es bei eurer Wohnung zu viele Treppen.«

»Ma, hör zu –«

»Nein, du hörst *mir* zu. Ich liebe Peter und Esther, das weißt du genau ...« Großmutter warf die Bemerkung in Esthers Richtung wie einen Ausball beim Baseball. Er klang großartig, wenn er gegen den Schläger prallte, aber am Ende zählte er nicht.

»Aber bei allen Heiligen, Eddie, ich bin zu alt, um Kinder großzuziehen! Ihnen bei den Hausaufgaben zu helfen und mir Sorgen wegen Masern und Windpocken zu machen ... Das ist einfach zu viel! Tag und Nacht für sie zu sorgen, das wäre zu viel für mich. Lass andere Leute gegen die Nazis kämpfen. Du bist dreiunddreißig, um Himmels willen. Du hast hier zu Hause deine Aufgaben.«

Esther blickte zu Papa auf, um zu sehen, ob Omas Argumente ihn überzeugt hatten, aber der Ausdruck, den sie in seinem Gesicht sah, jagte ihr einen neuerlichen Schauer über den Rücken. Seine Lippen waren ganz weiß und er schien die Luft anzuhalten. Oma musste es auch bemerkt haben. »Was? Was ist los?«, fragte sie ihn.

»Es ist zu spät. Ich habe mich schon verpflichtet.«

»Du hast – was?!« Großmutter explodierte wie eine Mineralwasserflasche, die geschüttelt wurde, und streckte die Hand aus, um Papa eine Ohrfeige zu verpassen, als wäre er ein kleiner Junge. »Warum hast du so etwas Dummes getan? Etwas Verantwortungsloseres ... Idiotisches ...«

»Hör mir zu, Ma. Ich kann nicht so weitermachen wie bisher. Ich kann einfach nicht.« Seine Stimme klang so kalt und hart wie eine metallene Eiswürfelbox direkt aus der Tiefkühltruhe. »Es gibt zu vieles, das mich an sie erinnert. Zu viele Dinge, die nie wieder so sein werden wie vorher. Rachel ist überall in der Wohnung – und sie ist es doch nicht.«

»Dann such dir eine andere Wohnung, Menschenskind. Nur weil du einen Tapetenwechsel brauchst, musst du doch nicht gleich in den Krieg ziehen! Fang woanders noch einmal von vorne an. New York ist eine große Stadt. In Brooklyn gibt es jede Menge andere Wohnungen, die du mieten kannst. Deine Kinder brauchen dich!«

Papa rieb sich die schmerzende Wange. »Ich nütze ihnen doch nichts, Ma. Ich bin noch nicht einmal ein guter Vater, von einer guten Mutter ganz zu schweigen.«

Esther versuchte, etwas zu sagen, aber ihre Brust schmerzte, so wie damals, als sie in der Schule vom Klettergerüst gefallen war. Sie konnte kaum Luft holen. Sie wollte ihm sagen, dass er doch ein guter Vater war. Er kochte ihr Essen und hörte sich jeden Abend mit ihnen zusammen Sportübertragungen im Radio an. Er packte jeden Tag ihre Brotdosen für die Schule und half ihnen, für Diktate zu üben, und ging sonntags mit ihnen in die Kirche. Das Haus schien viel zu still und er sang nie und spielte auch nicht Klavier, wie ihre Mutter es früher getan hatte. Und er erzählte ihnen auch keine Gutenachtgeschichten über Personen aus der Bibel. Sie aßen eine Menge Dossensuppe anstatt Fleisch und Kartoffeln, aber das war Esther egal. Sie wollte nur, dass ihr Papa in ihrer eigenen Wohnung bei ihnen blieb und nicht in den Krieg ging und sie mit Großmutter zurückließ.

Sie legte eine Hand auf seinen Arm, während sie krampfhaft überlegte, was sie sagen sollte. Aber als er sich ihr zuwandte und sie Tränen in seinen Augen sah, konnte sie kein Wort herausbringen. Was, wenn sie etwas Falsches sagte und er mitten in der Nacht zu weinen anfang, so wie damals, als Mama gestorben war? Esther erinnerte sich an das schreckliche, hilflose Gefühl, das sie gehabt hatte, als sie ihren Vater in jener Nacht weinen gehört hatte. Auch sie selbst hatte nicht aufhören können zu weinen und da war niemand gewesen, der sie oder ihn getröstet hätte. Papa hatte sich bemüht, sie zu beruhigen, aber seine Umarmungen hatten sich kurz und steif angefühlt, so als hätte er Angst, sie zu zerbrechen, wenn er sie zu fest drückte. Er war groß und schlank und seine schwieligen Hände waren immer von Schmiere geschwärzt, weil er den ganzen Tag Autos reparierte.

Mama war weich und warm gewesen und sie hatte Esther immer ganz lange im Arm gehalten.

»Bitte tu es nicht, Eddie«, flehte Oma. »Denk an deine Kinder. Geh morgen früh hin und sag der Armee, dass du es dir anders überlegt hast.«

»Das kann ich nicht. Es ist zu spät.« Er sprach so leise, dass Esther dachte, sie hätte es sich eingebildet. Großmutter hatte ihn bestimmt nicht gehört. Aber dann räusperte er sich und sagte mit lauterer Stimme. »Ich habe meine Arbeit bereits gekündigt. In zwei Wochen breche ich zur Grundausbildung auf.«

Seine Worte lösten in Esther dasselbe leere, schwebende Gefühl aus, das sie nach Mamas Tod empfunden hatte. Was würde mit ihr geschehen? Sie hatte Angst, dass der leiseste Windhauch sie davontragen könnte.

»Bei allen Heiligen, Eddie! Zwei Wochen? Wie konntest du nur so dumm sein?«

Peter musste Oma schreien gehört haben, denn er hörte auf, mit Woofer im Garten herumzutoben, und kam zur Veranda geeilt. Er war drei Jahre jünger als Esther und so dünn wie ein Strichmännchen – überhaupt nicht wie die meisten raubeinigen Jungen in seinem Alter. Seine Haare hatten die gleiche glänzende rotbraune Farbe, wie Mamas Haare sie gehabt hatten. Wenn Esther sich an Mama erinnern wollte, brauchte sie nur Peter anzusehen. Er stolperte mit geröteten Wangen und schweißnassem Haar die Treppe zur Veranda hinauf und blickte von einem zum anderen. »Was ist passiert?«

Papa schien ihn gar nicht zu hören. »Ich muss das tun, Ma. Verstehst du nicht?«

»Nein. Das verstehe ich ganz und gar nicht. Wie kannst du das deinen Kindern antun? Nach allem, was sie durchgemacht haben? Bist du verrückt?«

»Nein ... aber das werde ich vielleicht, wenn ich noch länger hierbleibe.«

»Ich habe dir nichts mehr zu sagen.« Oma erhob sich mühsam aus ihrem Schaukelstuhl, stapfte ins Haus und schlug die Fliegengitter-

tür zu – etwas, wofür sie Esther und Peter ausschimpfte, wenn sie es taten. Der Stuhl schaukelte noch eine Weile weiter, nachdem sie daraus aufgestanden war, und Esther streckte die Hand über Papas Schoß hinweg aus, um ihn anzuhalten. Mrs Mendel aus der Wohnung unter ihnen hatte immer gesagt, es bringe Unglück, wenn ein Stuhl schaukelte, ohne dass jemand darin saß – und noch mehr Unglück konnten sie nun wirklich nicht gebrauchen, so viel stand fest. Wieder legte sich eine unheimliche Stille über den Garten. Dann durchbrach Großmutter Nachbarn Penny Goodrich die Stille.

»Eddie?«

»Ja?«

»Ich werde mich um die beiden kümmern.«

Esther hatte ganz vergessen, dass Penny da war. Alle hatten sie vergessen. Aber so war Penny eben – so still und unwichtig, dass man sie ansehen konnte, ohne sie wahrzunehmen. Esther hatte keine Ahnung, warum Penny sonntagnachmittags immer bei Großmutter erschien, wenn sie zu Besuch waren. Sie war nur eine von diesen neugierigen Nachbarinnen, die kein eigenes Leben hatten und das Leben anderer beobachteten, als würden sie einen Film anschauen.

Penny war jünger als Papa, aber sie sah aus, als wäre sie alt genug zum Heiraten. Papa sagte, sie habe mit ihren Eltern in der anderen Hälfte von Omas Doppelhaus gewohnt, seit er ein Junge war und Penny ein Baby. Mr und Mrs Goodrich mussten sehr alt gewesen sein, als Penny geboren wurde – wie Sara und Abraham in der Bibel –, denn jetzt waren sie uralt, noch älter sogar als Großmutter. Sie saßen nur sehr selten auf ihrer Veranda, und ihre Hälfte des winzigen Gartens benutzten sie nie. Papa sagte, er habe Penny viel geärgert, als sie Kinder waren, weil sie so eine kleine Nervensäge gewesen sei. Jetzt sah er sie an, als hätte auch er vergessen, dass sie da war.

»Was hast du gesagt, Penny?«

»Ich werde für dich nach den Kindern sehen. Ich meine, ich wünschte, du würdest nicht in den Krieg ziehen, weil es so gefährlich ist, aber ich könnte zu ihnen in deine Wohnung ziehen, damit sie nicht die Schule wechseln müssen.« Papa starrte sie erstaunt an,

antwortete aber nicht. »Ich weiß, ich bin keine richtige Mutter«, fuhr Penny fort, »aber ich kann kochen und einen Haushalt führen.«

»Aber was ist mit deiner Arbeit? Wo arbeitest du noch mal?«

»Ich verkaufe Fahrkarten am Busbahnhof.« Sie zeigte mit dem Daumen über ihre Schulter. »Aber du könntest mir helfen herauszufinden, wie ich mit dem Bus von eurer Wohnung aus dorthin komme, nicht wahr?«

»Brauchen deine Eltern dich nicht?«

»Oh, sie kommen ohne mich klar«, sagte sie mit einer lässigen Handbewegung. »Mutter sagt sowieso immer, dass ich ihr auf die Nerven gehe. Außerdem könnte ich nach der Arbeit und am Wochenende bei ihnen vorbeischauen. Das geht schon.«

Esther sah, in welche Richtung die Unterhaltung lief, und es gefiel ihr überhaupt nicht. Sie musste etwas sagen und diese Idee unterbinden, bevor Papa im Krieg war und sie mit Penny Goodrich in ihrer Wohnung saß. Penny war ganz nett und sie brachte immer Süßigkeiten oder Kaugummi für Peter und sie mit, aber irgendetwas an ihr ärgerte Esther. Sie fasste in ihre Rocktasche und berührte das rot-weiß gestreifte Pfefferminzbonbon, das Penny ihr heute gegeben hatte. Esther hatte »Nein, danke« gesagt, aber Penny hatte ihr das Bonbon trotzdem in die Hand gedrückt und gesagt: »Nun nimm schon, dein Vater hat bestimmt nichts dagegen.«

Großmutter sagte, wann immer sie versuchte, Penny etwas zu geben, um sich zu revanchieren, tat Penny beim nächsten Mal doppelt so viel für Oma. »Wenn du zu ihr sagen würdest, dass dir ihre Schuhe gefallen«, hatte Oma einmal gesagt, »würde Penny sie auf der Stelle ausziehen, sie dir in die Hand drücken und keinen Widerspruch dulden.« Aber Esther würde Pennys Kleider niemals haben wollen. Sie kleidete sich wie eine alte Frau in sackartigen Kittelkleidern, gemusterten Schürzen und klobigen Schuhen.

»Ich könnte weiterhin einmal die Woche für meine Eltern einkaufen gehen«, sagte Penny, »und ihre Wäsche und alles machen, wenn ich hier bin – und deine Kinder könnten ihre Großmutter besuchen.«

»Das klingt, als wäre es eine Menge Arbeit für dich«, sagte Papa.

»Ach, das macht mir nichts aus. Ich bin manchmal ziemlich einsam, weißt du. Es wäre schön, zur Abwechslung einmal etwas anderes zu tun.«

»Ich verstehe nur nicht, warum Ma mir nicht helfen will.«

»Vielleicht liegt es daran, dass deine Brüder schon an der Front sind und du alles bist, was sie noch hat. Sie hat wahrscheinlich Angst, euch alle drei zu verlieren, und das kann man ihr nicht verübeln, oder?«

»Ich werde wahrscheinlich nicht einmal zum Kämpfen kommen. Die Armee braucht Mechaniker, die ihre Jeeps in Ordnung halten. Vielleicht zeigen sie mir, wie man Panzer repariert, haben sie gesagt. Flugzeuge würde ich auch gerne ausprobieren.«

»Das wäre nett. Und du wärst dann in Sicherheit, oder?«

»Ich muss einfach nur raus, Penny. Hier gibt es zu viele Erinnerungen und ... ich halte es einfach nicht mehr aus. Warum kann Ma das nicht verstehen?«

»Armer Eddie. Ich verstehe es. Es muss wirklich schwer für dich sein.« Penny legte eine Hand auf seine. Er blickte überrascht auf ihre Hand hinunter und dann in ihr Gesicht. Mit ihren großen, traurigen Augen und dem schief gelegten Kopf erinnerte sie Esther an Großmutters Cockerspaniel.

»Das würdest du wirklich tun?«, fragte Papa. »Du würdest in unsere Wohnung ziehen und dich um die Kinder kümmern, während ich fort bin?«

»Natürlich würde ich das. Ich möchte dir helfen.«

Esther sah, dass er über das Angebot nachdachte. Sie wollte Papa den Ellenbogen in die Rippen stoßen und sagen: *He! Was ist mit mir? Warum fragst du mich nicht nach meiner Meinung?* Aber irgendetwas Schweres drückte wieder auf ihre Brust, sodass sie kaum atmen konnte. »Papa?«, sagte sie leise.

»Du brauchst wahrscheinlich nicht lange dort zu wohnen«, fuhr Papa fort. »Ich bin sicher, dass Ma es sich anders überlegt und die Kinder zu sich nimmt, wenn sie sich erst einmal an den Gedanken gewöhnt hat.«

»Papa?« Diesmal sprach Esther lauter.

»Und ich weiß, dass du Ma auch dann helfen würdest, wenn es nötig ist, nicht wahr? Wenn sie eine Pause braucht?«

»Natürlich. Wir werden gut zurechtkommen. Du wirst sehen.«

Panik presste Esthers Rippen zusammen. Diese Abmachung würde tatsächlich Wirklichkeit werden und sie wusste nicht, wie sie es verhindern sollte. Sie wollte nicht, dass Papa fortging – und schon gar nicht wollte sie, dass die langweilige Penny Goodrich zu ihnen zog und Mamas Platz einnahm. »Papa!«

»Ja, Püppchen?« Seine Antwort klang geistesabwesend, während er in den winzigen Hof hinausstartete, ohne sie anzusehen. Er nahm ihre Hand und rieb sanft mit dem Daumen darüber, aber sie wusste, dass er ihr nicht richtig zuhörte. Es war, als wäre er schon an Bord eines Schiffes mit Onkel Joe und Onkel Steve und meilenweit entfernt.

Esther überlegte, ob sie ihre Meinung sagen sollte, aber sie hatte Angst, dass Papa dann böse werden und ihre Hand loslassen würde. Und sie wollte auf keinen Fall, dass er losließ.

»Ach, nichts«, murmelte sie.

Denn das war der Fehler gewesen, den sie bei Mama gemacht hatte. Esther hatte ihre Hand losgelassen, weil sie fand, dass sie schon viel zu erwachsen war, um an der Hand zu gehen. Und jetzt würde sie Mamas Hand nie wieder halten.